Die Pforte der Freiheit [Schluss]

Autor(en): **Marti, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 39

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-641116

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 28. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Freiheit und Schönheit.

Von Theodor Curti.

Die Freiheit und die Schönheit sind zwei Schwestern,
Die sich die Hand gereicht in meinem Leben;
Ich sehe beide mir zur Seite schweben, —
O daß sie's morgen tun, wie heut und gestern.

Wie bunte Vögel in den hohen Nestern,
Der Schönheit nur den Preis die Einen geben,
Und Andre, die für Freiheit eifernd streben,
Als Prunk und Tand hör' ich die Schönheit lästern.

Doch müßt ich eine von den zweien missen,
Der Freiheit Kampf, der Schönheit sammtne Kissen,
Ich werde ohne Zögern mich entscheiden:

Die Freiheit ist der Zeiten Heldentum,
Die Freiheit ist das Schicksal und der Ruhm,
Die Schönheit kann ich, nicht die Freiheit meiden.

Wie wär' es, wenn die Schönheit Dir verschwunden,
Mit Goldwerk, mit Rubinen, Diamanten,
Mit Perlen, ausgesuchten, ungekannten,
Mit Zierd' und Schmuck, die sinnig Du empfunden,

Mit Lied und Harfenton zu allen Stunden,
Mit stolzen Mamorsäulen von Guirlanden
Umkränzt, die schöne Mädchenhände wanden,
Mit Bildern, welche Meister nur erfunden?

Ein Jammertal die Welt! — Ein Jammertal!
Schon jetzt! Und willst Du lindern ihre Qual
Und trocknest ihre Tränen Du, die feuchten,

Dann wird Dir eine andre Sonne doch,
Die strahlender als Hyperion noch,
Wohin Du blickst Dir in Dein Auge leuchten.

Erst gilt's die Freiheit Allen zu erringen
In diesem Bienenstaat der müß'gen Dronen,
Im Reich der Armut und der Millionen, —
Die Freiheit wird die Schönheit Allen bringen.

Von Macht und Geld nur hofft ihr das Gelingen
Der Kunst und sucht die Schönheit bei den Thronen;
In den Palästen wo die Reichen wohnen,
Hört einzig rauschen ihr der Freude Schwingen.

Nehmt ihm vom Fuß die Kett', vom Hals die Bürde,
Verscheucht von seiner Stirn der Sorge Wolke,
Dann schreitet es daher mit edler Würde, —

Gebt seinem blassen Antlitz rote Wangen,
Dann wird das freie Volk zum schönen Volke
Und nach der Schönheit dürstet sein Verlangen.

(Aus „Sang der Zeiten".)

Die Pforte der Freiheit.

Erzählung von Ernst Marti. 4

Es ward Sonntag. Draußen auf der Straße, der Gartenmauer von Lindenbrunnen entlang rasselten mit Ausflüglern vollgepfropfte Archen oder leichte Kütschlein, glitten die Velos und Kraftwagen. Es knallte und klingelte, die Huppen tönten. Aber kein Rad hielt vor dem Portale des alten Landhauses. Die schon frühe aufgewirbelten Staubwolken konnten nicht mehr zur Ruhe kommen. Es war kein schönes Wandern auf dieser Strecke.

Da langte kurz vor dem Mittagessen das Fräulein von Riedberg an, zu Fuß, mit weiß überstreuten Schuhen, mit einem Schirm in der Hand, der bis zum Griff hinauf ebenfalls gepudert aussah. Nicht besser war's dem schlichten blauen Kleid ergangen, und selbst die dunkeln Bänder, die den Kapottenhut festhielten, waren mit weißen Pünktlein gesprenkelt worden.

Die Dame setzte sich an die Mittagstafel; es wurde dem Gaste, wie Hans Buchsholz und andere nach scharfer Beobachtung feststellten, gar nichts verabreicht, was die andern nicht auch hatten.

Um zwei Uhr wurde in dem Gartensaale, dessen Wände mit etwas verblaßten Jagdszenen bemalt waren, eine Andacht abgehalten.

Fräulein von Riedberg las das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Weich und herzlich klang ihre Stimme. Die Auslegung war recht anschaulich und praktisch. Von dem Haus als einer Burg ward geredet, von Häusern, in denen Obdach, Ergötzung, Glück und Liebe gesucht werden.

Die Brüder von der Landstraße grinsten sich bisweilen verständnisinnig an. Das vornehme Fräulein schien mehr als eine blasse Ahnung davon zu haben, wie es in den Gesellenherbergen, in den Kneipen der Hintergassen zugehe.

Als sie nachher zu dem Abschnitt von der Rückkehr ins Vaterhaus kam, da wies sie zur Einleitung ein Buch mit einem Bilde vor.

Der Künstler hatte hier den Vorgang des Gleichnisses aus dem fernen Morgenlande in die Umgebung einer währschaften Schweizerstadt verlegt. Ein herrschaftliches Haus, das den Charakter schlichten Behagens trägt, hatte er gezeichnet. Auf einem Bühl, den Reihen blinkender Fenster gegenüber, kniete der reumütige Sohn, am Rücken die leergewordene Tasche . . .

Alle die Zuhörer, die bis jetzt verlegen oder trotzig, träumerisch oder ein wenig schläfrig vor sich hingestarrt hatten, blickten auf und was sie schauten, das nahmen sie viel buchstäblicher, als Fräulein von Riedberg vielleicht ahnte. „Gerade wie Lindenbrunnen sieht's aus," so flüsterten sie einander zu. Sie buchstabierten den Gedankengang der Ansprache, jeder still für sich, noch einmal zusammen.

„Obdach, Glück und Liebe", das sollte eine rechte Heimstätte bieten. Das Erste stimmte bei Lindenbrunnen. Die Schlafsäle, die Wohnräume, der Umschwung, das war etwas Anderes als die Herberge . . . oder die Gefängniszellen.

Auf das Zweite, das Glück, unbescheidene Ansprüche zu machen, hatten sich diese Schiffbrüchigen längst abgewöhnt . . .

Und die Liebe! Damit waren sie alle auch nicht verwöhnt worden. Wie das Wort aus Fräulein Riedbergs Munde zum erstenmal erklungen war, da hatte Hans Buchsholz an Anneliseli denken müssen, nachher an die Dorflinde zu Hirsewil, unter deren Geäste die Lieblosigkeit in der Form des Klatsches eingenistet war.

Jetzt hörte Hans Buchsholz schlichte Worte, denen er anspürte, daß sie aus grundgütigem Herzen kamen.

Während sein Blick auf der Rednerin ruhte, schwand aus seinen Augen das Mißtrauen. Er betrachtete mit Rührung das stark ergraute Haupthaar, die milden, nun etwas abgespannten, müde gewordenen Züge der Dame. Mit dem Bilde von der aufgeputzten Märchenprinzessin war es nichts, noch gründlicher daneben hatte die Vorstellung von der gestrengen Gerichtsherrin geschossen . . . „Sie ist die Güte selber", so urteilten diejenigen, die den unerbittlichen Ernst des Gesetzes oft genug erfahren hatten.

Im spätern Verlauf des Nachmittags unterhielt sich Fräulein von Riedberg noch mit den einzelnen Hausbewohnern. Dabei forschte sie auch etwa nach der Vergangenheit; aber sie tat das mit Zartgefühl, auf eine Weise, die den meisten vollständig neu war, nämlich so, daß die Beichtkinder den Eindruck hatten, sie habe keine Lust an Aufsehen erregenden Geständnissen, sie atme erleichtert auf, wenn sie von nicht allzuschlimmen Dingen vernehme.

So waren die Leute sonst nicht; ihre Seelen fanden um so fettere Trift, je größer das Aergernis war, das ein Bruder gegeben hatte. Von daher kam ein großer Teil der Menschenscheu, des Mißtrauens, der Verbitterung, all dieser nagenden und zehrenden Gefühle, die auch vor der mit Schlingrosen umrankten Pforte des Asyls von Lindenbrunnen nicht Halt machten.

Unter solcher Anfechtung hatte kaum Einer mehr gelitten als Hans Buchsholz. Jetzt war er von einem Menschen, den lauteres Wohlwollen beseelte, wieder zum Glauben an Güte und Liebe zurückgeführt worden.

Er lächelte, nicht höhnisch, sondern beglückt, als Fräulein von Riedberg bei dem Abschied die Einladung an ihn richtete: „Wenn Ihr einmal in Junkerenwyl vorbeikommt, so wird es mich freuen, Euch zu sehen und zu vernehmen, wie es Euch geht."

6.

Noch ein Jahr lang blieb Hans Buchsholz in Lindenbrunnen. Dann nahm er auf den Rat des Vorstehers hin eine Stelle bei einem Bauern an, der für seine großangelegten Obstpflanzungen einen kundigen Pfleger suchte.

Der Meister wußte um die Vergangenheit des Knechtes, hütete aber das Geheimnis treulich. Geschwätzige Zungen gab es in diesem Dorfe so gut wie an andern Orten. Aber Hans Buchsholz erfuhr die wohltätige Einrichtung, daß klatschsüchtige Menschen gewöhnlich ein kurzes Gedächtnis haben.

Auf die Frage: „Wo ist er eigentlich vorher gewesen . . . Ist da nicht einmal etwas gegangen?" antworteten die Plappermäuler: „O, in einem Asyl ist er gewesen oder einer Art Kloster . . . ich weiß nicht, wie man sagen soll . . ."

Die Zeit des Aufenthalts zu Lindenbrunnen legte sich wie eine schützende Wolke zwischen das Jetzt und die Vergangenheit.

Es schien, daß Hans Buchsholz selbst der Erinnerung an das, was hinter ihm lag, nicht mehr zu viel Raum gönne. Er lebte mit seinen Bäumen wie mit vertrauten, schweigsamen Freunden, erwarb sich einen gewissen Namen als Künstler im Pfropfen und kümmerte sich wenig um die Mitwelt.

Einmal, Ende Mai war's, wollte ihm der Meister ein Zeichen der Anerkennung tun und schlug deshalb vor: „Hans, morgen will ich mit den Rindern auf die Bergweide fahren; da könntest du mitkommen, was meinst du?"

„Mir ist's gleich," lautete die kühle Antwort.

Uebungsgemäß wurde die Hauptrast auf dem langen Reisewege zu Junkerenwyl abgehalten. Hier erinnerte sich Hans wieder an die Einladung der Fräulein von Riedberg. Nicht ohne Verlegenheit erklärte er: „Ich sollte schnell Jemanden grüßen, sie könnten mir's sonst zürnen!"

„Geh' du nur," erwiderte der Meister, „wir halten uns gut zwei Stunden lang auf"; die Neugier trieb ihn, von der Ecke der Wirtshausscheune aus dem Knecht nachzuspähen.

Dieser fragte die erste Person, die ihm begegnete, nach dem Wege; dann lief er straks gegen das Herrenhaus, das sich am Eingang des Dorfes unter mächtigen Kastanienbäumen verbarg.

„Die Köchin wird etwa sein Schatz sein," machte der Meister bei sich aus und lächelte schlau.

Hans Buchsholz wurde von der Dame herzlich empfangen und zum Imbiß eingeladen. Er benahm sich schüchtern und mußte zu jedem Bissen genötigt werden. Nur in einem Punkte gab er den Gelüsten nach. Er brockte in den Tee etwa ein halbes Dutzend der schön geschnittenen Würfel, die in silberner Dose bereitstanden. Als er fertig war, dünkte es ihn selbst, er könnte unbescheiden gewesen sein und erklärte deshalb entschuldigend: „Ich liebe den Zucker!"

Allmählich fing er an, aus dem letzten Abschnitt seines Lebens zu erzählen und dem Asyl von Lindenbrunnen ein Lobliedlein zu singen.

So verstrichen die zwei Stunden rasch. Plötzlich schnellte er von seinem bequemen Gartenstuhle auf: „Ich muß gehen, sonst wird der Meister ungeduldig."

Er schleckte noch die letzten Tropfen des süßen Tranks aus dem Schnauz, als er wieder hinter den Rindern einherschritt.

„Und, wie geht's der Köchin?" spässelte der Meister gutmütig und horchte dann ganz erstaunt auf: „Was, bei der Herrschaft bist du gewesen, bei der Fräulein von Riedberg, die soll steinreich sein, sagen sie hier herum."

Aloys Bugonnet: Herbst.

Der Knecht schüttelte den Kopf: „Da weiß ich nichts Genaues, aber die Güte selber ist sie, das habe ich erfahren."

„Daß du so in dieses fürnehme Haus hinein hast gehen dürfen," meinte der Bauersmann, „was weiß ich? mir hätte es gegraust, man weiß an solchen Orten nicht, wie man trappen soll, ohne zu fehlen."

Jetzt kam das Lächeln an Hans Buchsholz: „Ich weiß seit langem, mit was ich mich da verfehlt hätte. Und ich wäre sicher nicht dort an jene Türe gegangen, wenn ich .... wieder . . . ."

„Ho, ho, ho!" Aus einer Kehle schrien Meister und Knecht, fuchtelten auch mit den Stecken. Der Weg führte dicht am Gute der Fräulein Riedberg vorbei und die unvernünftigen Rinder wollten junge Blätter von dem wohlgepflegten Lebhag raufen.

— Ende. —

Die Elfenau in Vergangenheit und Zukunft.

Um das Jahr 1284 herum gründete die Witwe des angesehenen Berner Bürgers Heinrich von Seedorf, der eines Totschlages wegen seine letzten Lebensjahre im Kloster Frienisberg in Bußübungen verbracht hatte, vermutlich zur Sühne jener Uebeltat ein Frauenkloster zu Brunnadern, südöstlich von Bern. Das Klösterchen hat eine kurze, aber bewegte Geschichte. Die gewalttätigen Mönche von Frienisberg in Verbindung mit den neidischen Nonnen von Dettligen überfielen und plünderten es. Der Bischof von Konstanz legte sich ins Mittel und die Uebeltäter mußten den fünf Frauen zu Brunnadern Genugtuung schaffen, d. h. das Kloster zurückgeben mitsamt den gestohlenen Geräten und die „geraubte Glocke wieder einhängen". Aber schon wenige Jahre später mußte Mathilde von Seedorf mit ihren Betschwestern in die Stadt flüchten, weil die Kriegsscharen König Rudolfs von Habsburg zur Belagerung Berns heranrückten. Das verlassene Klösterchen wurde zerstört (1288) und nachher nicht wieder aufgebaut. Die Geflüchteten bauten ihr Haus am Altenberg auf einem Aareinselchen neu auf. Aber auch diese Heimstätte wurde ihnen kurz nach der Vollendung des Baues böswillig zerstört. Die „Insel"-Schwestern bauten ihr Haus nun definitiv im Schutze der Stadtmauer; später entstand daraus das Inselspital.

Jahrhundertelang mag es dann einsam und still gewesen sein in der Brunnadern. Nach A. Tillier lagen dort draußen um 1300 und später, wie am Altenberg und Marzili und anderswo um Bern herum, Rebberge. Dieser mittelalterliche Rebbau war wohl schuld, daß das Gemeindeland rings um Bern frühzeitig in Privatbesitz überging.